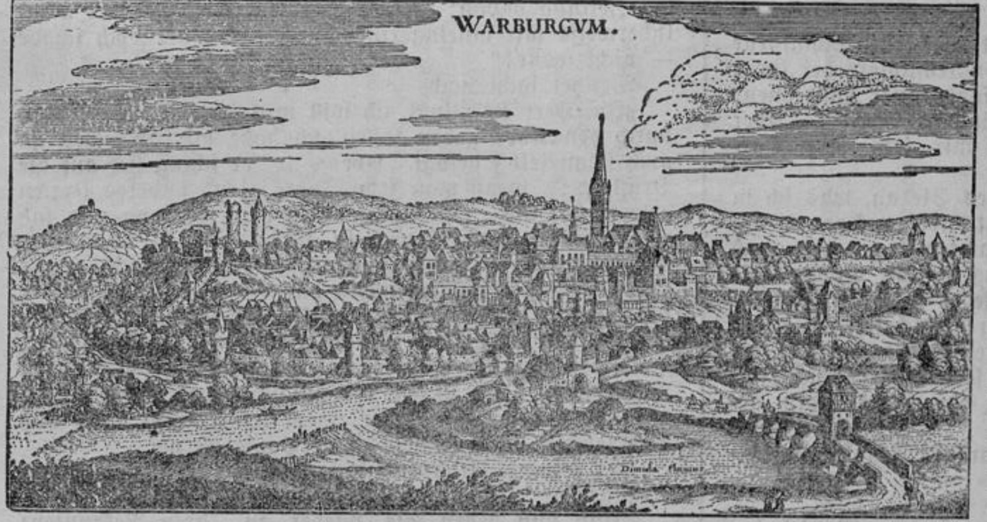
Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erſcheinende
**Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes**
die ſich beſonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleitung: A. Schäfers,
Warburg

Nr. 28 — 11. April 1934 — 8. Jahrgang

STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

(9. Fortſetzung)

„Ich verſtehe dich nicht, Werner. Du als Sohn kein Recht auf die Unterſtützung deiner Eltern, deren Wunſch und Wille es doch iſt, dich ſtudieren zu laſſen . . .!“

„Wille . . .?“ unterbrach er ſie, den Kopf in den Nacken werfend. Wunſch — ja, aber Wille? . . . Mit einundzwanzig bin ich majorenn, und dann kann mich niemand mehr zwingen.“ Seine zornige Miene löſte ſich und ſeine Stimme wurde weich. „Du haſt mir erzählt, welche Wendung in euren Verhältniſſen eingetreten iſt, für das Vertrauen danke ich dir ſehr, Irma.“ Er preßte ihre Hand. „Aber neben dem Mitgefühl mit dir und deinen Eltern und deinem kleinen Bruder beſchlich mich doch auch ein Gefühl der Genugtuung.“

Sie ſah ihn ganz entſetzt an.

„Laß mich doch ausreden . . . Ja, ich verſpürte Genugtuung. Ganz einfach darum, weil ich demnächſt von einem gewiſſen Niveau äußerlicher Art herabſteige. Ich erkannte und erkenne in dir eine Art Schickſalsgenoſſin, das iſt es,“ ſchloß er.

Nun wurde ſie überhaupt nicht mehr aus ihm klug und ſprach das auch aus, und zwar mit Ungeduld, ja Unwillen. Eine tiefe Enttäuſchung zeichnete ſich auf ſeinem Geſicht, das ohnehin einen leidenden Zug aufwies. Er hatte natürlich nicht deutlich genug geſprochen; aber durfte er denn ſchon deutlicher werden? . . . Nein, noch nicht, ſo ſehr es ihn auch drängte, einen Menſchen von ſeiner Not wiſſen zu laſſen, ihm Einblick zu gewähren in ſeine aufgewühlte Seele, damit er ſie glätte mit einem lindernden Wort. Aber konnte er dieſem nichtsahnenden Mädchen Aufſchluß über ſein ſonderbares Gehaben geben?

Die Muſik ſchwieg plötzlich, und damit lebte ſofort die Unterhaltung auf; ein Lachen und Schwatzen drang herein, und ſchon zeigten ſich Geſichter in unmittelbarer Nähe. Niemand unter dieſen jungen Menſchen ließ Irma Reinecke merken, welchen Sturz ihre Familie getan; denn die harte Erkenntnis, daß heutzutage vor einem ähnlichen Schlag keiner ganz ſicher war, hatte bereits bei jedem dieſer jungen Menſchen zwiſchen ſiebzehn und zwanzig Wurzel gefaßt. Das Solidaritätsgefühl wurde nicht aufgehoben, weil ein junges Mädchen, das bisher im väterlichen Auto zur Schule gefahren war, demnächſt als kleine Kontoriſtin zu Fuß ins Geſchäft gehen mußte.

Daß Frau Eliſabeth unter den obwaltenden Verhältniſſen Irma Reinecke bevorzugte, verſtand ſich von ſelbſt. Als ſie jetzt den Salon betrat und ſich der Gruppe näherte, in der Werner und Irma ſtanden, wandte ſie ſich in herzlicher Weiſe an das junge Mädchen.

„Sie tanzen ja gar nicht, Irma,“ ſagte ſie.

„O, ich habe ſchon ſo viel getanzt, Frau Oberpoſtrat.“

„Ich habe Sie noch nicht ein einziges Mal tanzen ſehen.“

„Daran iſt Werner ſchuld,“ bemerkte ein Primaner. „Ernſt Prell wird gleich einen Walzer ſpielen; willſt du dann mit mir tanzen, Irma?“

Werner trat raſch vor.

„Den nächſten Tanz hat Irma mir ſchon verſprochen,“ ſagte er ſchnell

*

Das neue Jahr löſte mit viel Lärm ſeinen altersſchwachen Vorgänger ab, mit ungezählten Wünſchen und Erwartungen empfangen, die ſich wahrſcheinlich doch nur zu einem Bruchteil erfüllen würden. Wer ſein Gläschen Punſch mit den obligaten Pfannkuchen nicht innerhalb ſeiner vier Wände genießen mochte oder gar Jahreswechſel Jahreswechſel ſein ließ, in dem er ſich zu gewohnter Stunde ſchlafen legte, ſuchte die Straßen und Gaſtſtätten auf, in denen eine wahre Faſchingsſtimmung herrſchte.

Auch im Goldenen Stern ging es hoch her, es herrſchte ein tolles Treiben.

Etwas abſeits an einem Ecktiſch ſaß Mentzel neben einer aufgedonnerten und ſtark geſchminkten Frau. Zwei andere männliche Perſonen vervollſtändigten die Runde, von denen der eine vielleicht Dreißigjährige ein intelligentes Geſicht mit einer leichten Hakennaſe beſaß. Von ſeinen Tiſchgenoſſen wurde er Hüter oder einfach bei ſeinem Vornamen Ernſt gerufen. Er hielt ſich übrigens im Gegenſatz zu Mentzel vom Trinken zurück.

Die ausgelaſſene Stimmung und der Lärm wurden jäh durch das Eintreten zweier Polizeibeamten unterbrochen. Nach einer flüchtigen Muſterung ſchritten ſie auf den Tiſch Mentzels zu und forderten ihn auf, ihnen ſeine Behauſung zu zeigen.

Gelaſſen ſtand dieſer auf und ſchritt den Beamten auf den Flur voraus und eine enge Stiege empor. Vor einer Tür. die nur noch halb in den Angeln hing. machte

---

zu verſüßen. Der aber winkt ab. Ein hübſcher Kerl — das ſtimmt ſchon. Seines Zeichens Holzſchnitzer; Kruzifixe, Quirle, Wetterhäuschen … Viel Staat iſt mit ſeinem Steuerzettel nicht zu machen. Doch ſchließlich die Liebe, ſollte die nicht einen hartgeſottenen Steifnacker klein kriegen?

Da iſt aber nun das letzte Frühjahr geweſen. Kamen eines Tages Leute, ſchlugen Pfähle ein, ſchachteten eine Grube aus, ſo fünfzig Meter vom Bachrainerpalaſte entfernt, gegen die Berge hin. Und nachdem ſie dort ein ſauberes Wochenendhäuſel aufgebaut haben, ſeitdem iſt der ſchöne Schorſchl nur mehr der „vorletzte Mann im Dorfe“. Und ſeitdem gefreut ihn das Leben nimmer. Seitdem iſt es aus mit ihm.

In jener „Villa Alpenglühen“ hauſen zwei Leutchen. Es iſt ein alter Kunſtmaler aus München. Sieht aus wie der Apoſtel Petrus, — ſchneeweißes Geſträhne und einen angegilbten Bart; aus dem dröſeln allwege blauer Rauch hervor, wie Meilerqualm aus Fichtengeſtrüpp. — Und „ſie“ führt ihm die Wirtſchaft. Scheint ſchlecht Kirſcheneſſen mit ihr. Der ſelige Wallenſtein hätt' ſie gut und gerne als Marketenderin anſtellen können. Hüften wie ein Ackergaul.

Alſo dieſe Leutchen haben dem ſchönen Schorſchl das Leben vergällt. Allerlei hat er ſich nun ausgeſponnen. Zuerſt dachte er: Man tränkt einen ordentlichen Heubuſchen mit Petroleum. Streichholz daran … und hin iſt das neumodiſche Gelumpe! Fragt ſich bloß, ob der Ortsgendarm und der Herr Richter das nötige Verſtändnis haben werden für des Herrn Bachrainers gekränktes Ehrgefühl? Alſo laſſen wir das lieber.

Bleibt noch ein anderer Weg: Man geht auf die Klauſenwand und kugelt dort hinunter.

Iſt auch hinaufgekrochen, der Schorſchl. Aber wie er die ſtruppigen Fichten geſehen hat, da tief unten, die wie drohende Geſpenſter um den eilig polternden Kluſenbach ſtanden, da hat er auch dieſen Plan gelaſſen.

Bleibt noch. daß man dem heiligen Florian eine dicke Kerze ſpendiert. Soll ein gutes Wort einlegen da droben; vielleicht, daß ein geharniſchter Blitzſchlag kommt und das neue Gelumpe zuſammenhaut …

Die braunäugigen Schürzen haben ſich gewundert über den finſtern und geduckten Schorſchl. „Was mag er bloß haben, der arme Kerl? O mei …“ Und der Herr Oberförſter hat die Ohren geſpitzt. „Geht er etwa wildern, der Höllſackra?“ Na, und daß der Herr Pfarrer es nit geſpannt hat, was die dicke Kerze vor dem heiligen Florian zu bedeuten gehabt, — das iſt nur gut …

Wie iſt ſie nun ausgelaufen, dieſe vertrackte Geſchichte? — Es hat, wie immer, der Herrgott ſein Machtwort geſprochen; und der Mond, dieſer liebe, alte Kuppler, hat ſeinen Segen dazu gegeben.

Ganz plötzlich iſt der alte Kunſtmaler geſtorben. Liegt begraben an der Mauer des Dorfkirchhofes. Zur Erbin des bewußten Häuschens iſt die Haushälterin geſetzt worden, die Wallenſteinerin, Frau verwitwete Gundel Planhuber.

Wozu der Mond ſeinen Segen gegeben hat, das iſt über den Gartenzaun weg verhandelt worden. Weil doch altes Stroh lichterloh brennt, ſo hat die Wallenſteinerin gedacht: den ſchönen Schorſchl den bewußten Braunäugigen auszuſpannen, das tät' ſich ſchon lohnen …

Möglicherweiſe hat der heilige Florian dafür geſorgt, daß ſie „Feuer gefangen hat“, ſo daß die dicke nicht umſonſt geweſen iſt. Jedenfalls heiratete die Marketenderin den Schorſchl. Der Hochzeitszug iſt durch das Dorf gegangen. Alle Hunde haben gebellt wie nicht recht geſcheit, und gewiſſe Läſterzungen quietſchten wie Wetterfähnen im Herbſtſturm.

Nun iſt der Bachrainer glücklich doch wieder der „letzte Mann“ im Dorfe! — Der Ortsſchulze hat geſagt: „Man ſoll niemanden hindern, nach ſeinem Guſto ſelig zu werden. Und es fängt immer im Kopfe an …“

Klub der Blutenden!

Seltſames Interview mit einem Chefarzt. Von G, M. Beckmann

„Kennen Sie den Donor-Klub?“ fragte mich der Lokalredakteur einer Kopenhagener Tageszeitung, als ich ihn bei meinem letzten Beſuch nach Neuigkeiten fragte.

Donor-Klub? Keine Ahnung! Am Nachmittag fuhren wir zum ſtädtiſchen Krankenhaus, um den Chefarzt zu interviewen, der uns liebenswürdig empfing.

„Donor bedeutet Blutopferer“, erklärte er mir, „und wenn Sie mir jetzt in die Operationsabteilung folgen, werden Sie ein oder zwei Mitglieder des Donor-Klubs zu ſehen bekommen.“ Wir folgten ihm lautlos. Im Erdgeſchoß des Operationspavillons ſetzte ein Arzt einem jungen Menſchen die Spritze an, und gleich darauf füllte ſich ein Glasgefäß, das eine Kubikzentimeter-Skala aufwies, mit rotem Blut.

„Dieſes Blut“, erklärte der Leiter des Krankenhauſes, „ſpritzen wir jetzt einem Patienten in Abteilung III ein, der an der ſogenannten Bluterkrankheit leidet. Wir benötigen es aber auch bei anderen Erkrankungen, z. B. Blutverluſt bei Unglücksfällen, Schock nach ſchwierigen Operationen oder infektiöſen Krankheiten.“

„Kann man für dieſe Transfuſionen jedes beliebige Blut benutzen?“ fragte ich den Chefarzt.

„Nein“, iſt die Antwort, „gerade deswegen iſt ja der Klub der Blutenden oder Blutſpender, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, gegründet worden. Der Donor-Verein, der jetzt etwas über ein Jahr beſteht, zählt bisher 130 Mitglieder.“

„Nur Männer?“ meldete ſich wieder der wißbegierige Zeitungsmann.

„Nein, auch Frauen, und zwar 15!“ antwortete der Chefarzt. „Es ſind tapfere Frauen, die nicht mit der Wimper zucken, wenn ihnen das koſtbare Blut aus den Adern gezapft wird. Denken Sie daran, daß es ſelbſt Männer gibt, die bei dieſem Experiment glatt in Ohnmacht fallen.“

Ich nickte. „Sind die übrigen Donor-Mitglieder alle ſo jung wie der junge Mann dort drüben, dem gerade das Blut abgezapft wird?“

„Jawohl“, erwiderte der Arzt, „die Blutſpender rekrutieren ſich grundſätzlich nur aus jungen Menſchen, die andererſeits aber auch nicht unter 18 Jahre alt ſein ſollen. Ein Teil kommt von den Pfadfindern, ein anderer vom chriſtlichen Jugendverband, und ein dritter von einer Wandergruppe. Durch Probe-Anzapfungen und genaue Unterſuchung kennen wir nun die ſpezielle Blut-Type jedes einzelnen Donors. Braucht z. B. irgendein Patient ſchnell das Blut einer ganz beſtimmten Type, dann ſchlagen unſere Aſſiſtenzärzte einfach in der Typen-Kartothek des Seruminſtituts nach und ſchicken per Motorrad einen Eilboten zu dem erſten beſten unter dieſe Blut-Type fallenden Blutſpender. Gewöhnlich kriegt der Eilbote vier bis fünf Adreſſen mit, falls er niemanden zuhauſe antrifft; wir haben ja die Auswahl unter 130 Menſchen.“

„Wieviel Blut-Uebertragungen hat dieſer merkwürdige Klub bisher zur Verfügung geſtellt?“

„210“, lautete die Antwort, „eine anſtändige Zahl!“

Sicher. „Und wieviel Menſchen wurden dadurch vor dem Tode gerettet?“

„60!“ erklärte der auskunftswillige Chefarzt, „und bei weiteren 90 Patienten wurde der Zuſtand weſentlich gebeſſert, ſo daß überhaupt an eine Heilung gedacht werden konnte.“

Dieſe Zahlen erſchüttern. 130 junge Männer und Frauen der Stadt opfern ununterbrochen freiwillig ihr koſtbares rotes Blut, um dadurch ihre Mitmenſchen vor dem Tode zu retten. Ein Zeichen dafür, was für geſunde Kräfte doch noch in den germaniſchen Völkern ſtecken. Der Chefarzt erzählte uns noch, daß erſt kürzlich einem Pfadfinder vom Krankenhaus in Holbäk das Blut abgezapft wurde, um damit einen blutjungen Menſchen zu retten, der in einer Verſammlung von Rotmord mit Meſſern niedergeſtochen worden war. Auch dem berühmten Polarforſcher Doktor Knud Rasmuſſen — der kürzlich ſtarb — wurde einmal, als er ſterbenskrank auf Grönland daniederlag, durch einen zufällig anweſenden Blutſpender das Leben gerettet.

Beim Abſchied noch eine Frage: „Kennen ſich Blutempfänger und -ſpender?“

„Nein“, erwiderte der Chefarzt, „einer erfährt nichts vom anderen, damit keine überflüſſigen Dankzeremonien aufgenommen werden. Gerade in der Stille opfert es ſich am ſchönſten, das iſt eine alte Weisheit …“

Und damit hat der Chefarzt unbedingt recht!

er halt. Er ſtieß die unverſchloſſene Tür auf und ſagte: „Bitte, meine Herren!“

Ein freudloſer Raum zeigte ſich ihnen, nachdem Mentzel Licht gemacht hatte: ein wackeliger Tiſch, auf dem noch Speiſereſte ſtanden, zwei Stühle, ein Bett und ein Schrank, von dem die halbe Tür fehlte, bildeten das Mobiliar; die Sauberkeit entſprach der des Gaſtzimmers.

Die Bamten ſahen gewiß nicht die erſte Schlafſtelle dieſer Art, ſie hatten vielleicht ſchon troſtloſere bei ihren Dienſtgängen geſchaut. Trotzdem ſagte einer von ihnen:

„Sie hätten es beſſer haben können, Mentzel. Aber das iſt Ihre Sache. Zeigen Sie mir jetzt ihre Barmittel.“

„Meine Barſchaft? Was geht es Sie an, was ich in der Taſche habe?“ knurrte er gereizt. Aber auf den wenig Gutes verheißenden Blick des Beamten zog er es doch vor, der Aufforderung nachzukommen, und brachte eine ganze Menge kleinerer Münzen, die er wahrſcheinlich erbettelt hatte, aus den Taſchen zum Vorſchein.

Dann nahm der Beamte eine Leibesviſitation vor, die jedoch erfolglos verlief, während ſein Kollege ſich mit dem Inhalt des Schrankes befaßte, der nur aus dem gekauften Mantel beſtand.

„Haben Sie den kürzlich gekauft?“ fragte er beiläufig.

„Ja, natürlich.“

„Flunkern Sie doch nicht, Mentzel, den Mantel hat Ihnen ein junger Mann gekauft; ſoll ich Ihnen auch verraten, wo?“

Mentzel ſenkte den Kopf.

„Sie haben zwar Ihre Strafe verbüßt, aber unterſtehen doch noch immer unſerer Wachſamkeit, und das iſt leider ſehr notwendig. Seit einigen Tagen ſind ſchon wieder falſche Zehnmarkſcheine im Umlauf, die hervorragend nachgemacht ſind, ſo daß die Reichsbank verſchiedentlich Zweifel an ihrer Falſchheit hatte. Daher unſer heutiger Beſuch bei Ihnen. Wenn man Sie nämlich diesmal erwiſcht, werden Sie Ihren Lebensabend hinter ſchwediſchen Gardinen verbringen müſſen.“

„Aber Herr Kriminal . . . ich werde zu Unrecht verdächtigt . . .“

Der Beamte betrachtete lächelnd das Geſicht, auf dem ſich Entrüſtung zeigte.

„Reden Sie nicht, Mentzel. Daß ich hier nichts Belaſtendes finden würde, wußte ich; hier halten Sie ſich ja auch nur gelegentlich auf. Bevor aber die Falſifikate ſich ſo vermehren, daß die Unſicherheit im Publikum um ſich greift und das Vertrauen zu allen Zehnmarkſcheinen ſchwindet, bin ich auf höheren Befehl gekommen, um Ihnen ins Gewiſſen zu reden. Denn Sie haben doch noch ein Gewiſſen, nicht wahr?“

„Das will ich meinen, Herr Kriminal.“

„Sehen Sie wohl . . . Mentzel, wer iſt der junge Mann, der Sie hier ſchon einmal im Goldenen Stern beſucht hat und mit dem Sie ſchon mehrfach an anderer Stelle zuſammengetroffen ſind?“

„Ein junger Mann? . . . Ich weiß nicht, wen Sie meinen.“

„Ihre Diskretion ehrt Sie. Nun denn, ich will kein Verſteckſpielen mit Ihnen treiben: es iſt, wie ich in dieſen Tagen feſtgeſtellt habe, Ihr eigener Sohn, der aber von einem Oberpoſtrat Degenhardt adoptiert iſt und demnach auch dieſen Namen trägt.“

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte Mentzel beſtürzt.

Der Beamte lächelte. „Aus Ihren Akten, beſter Freund. Aber erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Woher weiß der junge Degenhardt, daß Sie ſein Vater ſind? . . . Er war neun Jahre, als Sie Ihre Strafe antraten, und wußte von nichts.“

„Ich habe mich ihm genähert,“ antwortete Mentzel nach einem Schweigen. „Herr Kriminal . . .“ er legte eine Hand auf ſeine Bruſt, „. . . man iſt doch auch ein Menſch.“

„Dem ſollten Sie Rechnung tragen, indem Sie Ihren Sohn vollſtändig meiden. Denken Sie an ſeine Zukunft und die ſeiner Schweſter. Sehen Sie, Mentzel,“ fuhr er vertraulich fort, „ich bin ja nicht bloß Beamter, der nur immer darauf aus iſt, anderen Leuten das Leben ſauer zu machen, ſondern auch Familienvater. Ich hab’ einen Sohn, der ungefähr im gleichen Alter iſt wie der Ihre, er beſucht auch die höhere Schule, und er ſoll was werden. Vaterſtolz — verſtehen Sie? . . . Und den müſſen Sie auch haben. Verduften Sie, verlegen Sie das Feld Ihrer Tätigkeit; bricht dann eines Tages der Boden unter Ihren Füßen zuſammen, erfährt Ihr Sohn höchſtens aus der Zeitung davon; bleiben Sie aber hier, wird er möglicherweiſe mit hineingeriſſen, und das wäre doch ſchade — nicht wahr?“

Mentzel ſann nach.

„Ja, Herr Kriminal, ich will mir Ihre Ermahnungen durch den Kopf gehen laſſen, ich habe mir ähnliches ja auch ſchon ſelbſt geſagt. Aber . . .“ er ſchlug ſich auf die Bruſt, „. . . wenn man zehn Jahre nichts anderes kennen gelernt hat als . . .“ Er ſchwieg eine Zeitlang und ſah zu Boden. „Der Menſch in einem erwacht dann und verlangt nach . . . wie ſoll ich ſagen . . . nach etwas Liebe. Man ſteht ganz allein auf der Welt, iſt verfehmt, verachtet, ſo daß man ſich verkriechen möchte wie ein krankes Tier, und kann es doch nicht; denn ich ſtehe unter Polizeiaufſicht, bin nicht einmal im Beſitz der bürgerlichen Ehrenrechte.“ Er ſtarrte mit zuſammengepreßten Lippen vor ſich hin. „Arbeit gibt einem keiner, und man muß doch leben,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu.

Der Beamte unterbrach ihn, ohne auf ſeine Worte noch einzugehen.

„Und nun gehen Sie wieder zu Ihren Bekannten; was ich Ihnen zu ſagen hatte, habe ich geſagt. Aber ich werde Ihnen nach wie vor auf den Ferſen ſitzen, Mentzel, das ſage ich Ihnen hiermit.“

„Ich weiß, Herr Kriminal, ich weiß.“

Beide kletterten wieder die Stiege hinab, Mentzel ging ins Gaſtzimmer, wo ein unbeſchreiblicher Tumult herrſchte. Er nahm wieder am Tiſch Platz, um die geſtörte Feier fortzuſetzen.

Gegen zwei Uhr zog er Hüter beiſeite und flüſterte ihm etwas zu. Bald darauf verließen beide durch einen zweiten, nach hinten führenden Ausgang das Haus und verſchwanden in einem halbverfallenen Bauwerk, das nur zu einem Teile bewohnt war, um ihr dunkles, das Licht ſcheuende Gewerbe zu betreiben.

Der Argwohn der Polizei war berechtigt geweſen, nur hatte ſie nicht den richtigen Schlupfwinkel entdeckt.

VIII.

Der Alltag hatte ſich wieder in ſeine überlieferten Rechte eingeſetzt. Auch im Hauſe des Oberpoſtrats Degenhardt war die ſtreng geregelte Tageseinteilung wieder zur Herrſchaft gelangt. Werner und Friedel hatten am erſten Schultage ihre Büchermappe unter den Arm genommen und ſich, in den lebenden Strom geſchoben, der tauſend Arme aufwies, die hierin und dorthin ſtrebten und erſt an der gewohnten Arbeitsſtätte endeten.

Auch Frau Eliſabeth nahm ihre ſtille Tätigkeit wieder auf.

Werner war mit Unluſt bei der ihm auferlegten Pflicht, obwohl er wußte, daß er alle ſeine Kräfte zuſammenreißen mußte, wenn er zu Oſtern verſetzt werden wollte. Aber er wollte gar nicht verſetzt werden! Blieb er ſitzen, gelang es noch am eheſten, die Erlaubnis zu erhalten, Oſtern die Schule verlaſſen und in die Kaufmannslehre eintreten zu dürfen. Und das wollte er, das war ſein brennendes Verlangen.

Friedel war in ihren Freiſtunden jetzt nicht mehr ſo häuslich wie ſonſt. Sie traf ſich faſt täglich mit ihrem Zukünftigen. Für ſie war es ſelbſtverſtändlich, daß ſie Oſtern die Schule aufgab, aber ſie würde es unter Entgegennahme eines Zeugniſſes, das ſich ſehen laſſen konnte. Ihretwegen würde es beſtimmt keine nachhaltige Verſtimmung geben.

Als ſie eines Nachmittags trällernd nach Hauſe kam, wurde ſie von Werner an der Tür abgefaßt.

„Na, habt ihr genug Süßholz geraſpelt,“ fuhr er ſie an. „Ich ſitze da mit meiner Mathematik und kann nicht weiter, während du . . .“

„Wenn du mir ſo kommſt, helfe ich dir überhaupt nicht,“ entgegnete ſie aufgebracht, legte Mantel und Hut ab und ging an dem Bruder vorbei ins Wohnzimmer.

(Fortſetzung folgt)

Das Geſpenſter-U-Boot

Eine Kriegserinnerung von Gerhard Gottberg

Es tauchte vor Calais auf; es zeigte ſeine Konturen vor Cherbourg; es ſtand an der Kimme von Scheveningen; die Fiſcher vor der Themſe ſahen es; die Sperrfahrzeuge vor Hull und Terſchelling . . .

Einſtmals war in den Matroſenkneipen und den verſteckten Unterſchlupfen der Kapitäne die Erzählung vom Klabautermann daheim, dann ſprach man vom „Fliegenden Holländer“ und endlich vom ewigen Schiff des Kaps, das Amundſen vor vielen Jahren im Eiſe verließ und das nun geſpenſtiſch über die Meere zieht. Aber es wurde Krieg! Die Welt ſchien aus den Fugen gegangen, ſchien zu berſten; für Romantik und Poeſie war kaum mehr Platz.

Und doch ſprechen ſie davon, die Briten, die irgendwo draußen im Kanal oder der Nordſee Sperre liegen, die Männer der Trikolore, die mühſam Schiffe zu Frankreichs Küſten lotſen. Ueberall iſt das Geſpenſterſchiff daheim, überall erzählt man von dem grauen, ſchier lebloſen U-Boot der Germans. Die Kunde davon iſt auch zu denen hinüber geflattert, die keine Zeit mehr zum „Vertellen“ finden, die ſich zu wehren haben von morgens früh bis zum anderen Tag.

Sie wiſſen alle von dem U-Boot, das die Seelen Tauſender birgt, die längſt ſchon ſtarben, aber im Verzweiflungskampf des germaniſchen Volkes keine Ruhe finden können. Unberührt fahre das graue Frontboot unter der ſchwarz-weiß-roten Kriegsflagge, kein Kommandoruf vom Turm zum „Fluten“, kein Summen in den Antennen. Zwei Kreuzer haben das Boot geſehen, Granaten barſten, Fontänen peitſchten um ſeinen grauen Leib, dann fiel eine Nebelbank. Treibt es vor’m Winde, wer weiß es?

Da hat man Melodien gehört. Der Poſten auf der Brücke eines britiſchen Zerſtörers ſei aufgefahren. Wie ſchwingend und klingend hab’ es über den Kanal gebrauſt . . . und dann ſekundenhaft die Kontur des grauen German-Bootes mit der Nummer „31“. Eine Scheu liegt über den Seeleuten, ſie ſagen: „Wem dies Schiff begegnet, der muß ein Vaterunſer beten, denn es kündet den Tod!“

Es gehen Schatten über die See, wo tagaus tagein der Krieg ſich ſeine Beute holt, ſei es im Norden oder bei Schottland, im Kanal und im Atlantik. Das ſeltſame U-Boot aber fährt, begegnet hier einem Transporter, dort einem Segler, ſteht unerreichbar vor feindlichen Häfen . . . treibt weiter, wird nimmer gefaßt.

„Unmöglich!“ ſagen die Admiralitätsoffiziere in London. „Matroſenromantik“ nennen’s unſere Seeoffiziere. In aller Denken aber iſt ein weites, weltfernes Grübeln bei dieſer Romantik der See, das helle Augen macht.

Aber das Raunen ſpricht Wahrheit! Irgendwo, da überm Meer die Sterne glitzern, dampft ein Norweger durch die Nordſee. Der Steuermann auf der Brücke fährt erſchreckt empor: „Zwei Strich — Backbord voraus — U-Boot!“ Die Mannſchaft ſtürzt an Deck. Da zieht es einher, leicht vom Oſtwind getrieben, wie leblos, keine Geſtalt zeigt ſich, kein Kommando ertönt. Lange noch iſt es zu ſehen, unbeirrbar zieht es zum Kanal hinunter. Und als des Norwegers Antennen dem Briten Kunde geben, ſackt eine Nebelbank. Zwei Tage ſpäter ſprechen in Norwegens Fjorden die Fiſcher von dem deutſchen Geſpenſterboot, wie ſie mit ſtiller Ehrfurcht von den Zeiten der Ahnen reden, da der tote Wiking in ſeinem Drachen dem Meer überantwortet wurde.

Ein hellerleuchteter holländiſcher Paſſagierdampfer! Neben ihm plötzlich auf gleicher Höhe ein ſtiller Mitfahrer. Sie ſchreien von der Brücke, ſie ſehen die Flagge, doch das graue Schiff verſchwindet achteraus im Nebel. Ein Grauen krallt ſich in die Herzen der Seeleute. Wohl lachen ſie am hellen Morgen darüber; wenn aber Nacht und Nebel fallen, matte Wellen oder Sturm an die Planken greifen, flüſtern ſie doch erregt wieder vom „Nordiſchen Totenſchiff!“

Ein heller Morgen vor Yarmouth 1915! Der Wärter im Leuchtturm reibt ſich die Augen, drunten in der Küſtenbatterie ſchlürft man eben den Kaffee. Und dann ein Alarmpfiff, ein Schrei! Weit vorn unter Land ſteht ein deutſches U-Boot, hell leuchtet ſeine Ziffer „U 31“. Seine Flagge flattert im Winde. Minuten ſpäter jagt die erſte Salve hinüber, vorbei . . . die zweite, ſie deckt nicht, auch die dritte geht fehl. Man mag ſchießen, wie man will, wohl liegen Fontänen rings um den grauen Leib des Germanbootes, doch kein Schuß trifft. Das Boot liegt ſtill! Kein Maſchinengewehr, kein Geſchütz gibt Antwort, keine Bewegung.

Kommander Williams gibt einen Befehl. Vorſichtig rudern ſechs Boote heran, umkreiſen das Schiff, das ſicher irgendeine Germanliſt in ſich hat. Blaſſe Geſichter haben die Briten. Das „Geſpenſterſchiff!“ flüſtern ſie untereinander. Leiſe ſchlagen und platſchen die Wellen auf und nieder. Kommander Williams ſpringt auf das Deck, ſeine Bootsgäſte folgen ihm. Sie gehen umher, ſie verſtehen die Lage nicht, denn noch nimmer ließ ein deutſcher Seemann ſein Schiff dem Feinde. Sie reißen das Turmluk auf, ſtickende Atmoſphäre braut ihnen entgegen. Sie warten, ſteigen ein. In der Zentrale auf zwei Schemeln lebloſe, deutſche Matroſen; drunten im Boot eine ſtill ſchlafende Beſatzung, die der Tod ſchon vor Monaten berührte — und doch erſcheint ſie ſo friſch, als ſei ſie erſt geſtern zur Ruhe gegangen.

Drei Tage ſpäter liegt „U 31“ im Hafen von Yarmouth. Sachverſtändige ſtellen feſt, daß ſeine Beſatzung ſchon vor Monaten durch giftige Gaſe ſtarb. Doch wer das Boot wieder zur Oberfläche drückte, ob die Preßluft von ſelbſt aufging, ergründete man nicht. Die Seeleute im Kanal und der Nordſee aber glauben nimmer an des deutſchen Wikingerſchiffs Ende. Wenn irgendwo auf der Back Maat bei Maat ſitzen, dann erzählen ſie von dem „Nordiſchen Boot der Germans“, das den U-Bootsmann wie einſt zur Wikingerzeit zu ewiger Fahrt über die Meere gen Walhall trägt.

Der ſchöne Schorſchl

Eine Dorfgeſchichte von Walther Mittaſch

Das Dorf Birkenhofen liegt in einem Talkeſſel hingebaut. Ein Gürtel von grünen Wieſen, gar ſchön bunt mit Blumen gepunktet, iſt ringsum gezogen. Weiterhin bauen ſich dann die Berge auf. Deren Füße ſind in Wäldern verſteckt; darüber hängen gelbgrüne Matten. Obenauf laſtet das Geſchroſe. Graue und rote Steine ſind übereinander getürmt. Abgeſchloſſen wird alles durch einen ewig veränderlichen Himmel. Wer ihm nahe kommen will, muß ſich den Weg von den dicken Murmeltieren und von den beweglichen, zirpenden Bergdohlen zeigen laſſen. Denn dort oben iſt die Welt wieder einmal „zu Ende“ . . .

Von der Eiſenbahn her ſchlängelt das gelbgraue Band einer Landſtraße heran, bis zum Anger. Dort ſchiebt ſich ihr die efeubewucherte Ringmauer des Kirchhofes in den Weg, Und auch da iſt wieder einmal die Welt „zu Ende“.

Es gibt dann noch einen Wieſenweg, den Weiden umſäumen. Wer dieſen entlang geht, der kommt ſehr bald aus dem Ort heraus und findet dann — ganz draußen — eine Hütte, ein letztes, einſames Gerümpel, halb in eine Kule verſunken und von Holundergeſträuch überſtruppt. Viel Ehre iſt mit dieſem Geweſe nicht einzulegen. Mag ſich auch der eiergelbe Gockel auf dem dürftigen Miſthaufen noch ſo wichtig vorkommen. Aber in dieſem wackligen Palaſte hauſt der Bachrainer-Schorſchl. Was die alten Bachrainer’s ſind, die liegen auf d[illegible]hof.

Dieſer Schorſchl Bachrainer hat einen beſcheidenen Größenwahn. Hölliſch eingebildet iſt er darauf, daß er „der letzte Mann“ im Dorfe iſt! Alſo gleich hinter dem Bachrainerhäuſel beginnt Gottes großartiges Königreich, wo der Adler Statthalter iſt und der Hirſch den Kanzler abgibt.

Deshalb rückt der Schorſchl den grünen Filz in den Nacken und trägt die Naſe hoch. Er iſt der letzte Mann im Dorfe! — Es gibt ein paar braunäugige Rockträgerinnen in Birkenhofen, die wären gern bereit, dem Schorſchl ſeine Einſamkeit